

## REZENSIONEN

Eberhard Bauer, Michael Schetsche (Hrsg.)

### **Alltägliche Wunder**

#### **Erfahrungen mit dem Übersinnlichen – wissenschaftliche Befunde**

Ergon, Würzburg 2003

ISBN 3-89913-311-0, 193 Seiten, € 27,00

#### **Rezensent:**

EDGAR WUNDER<sup>1</sup>

Dieser erste Band der neuen Schriftenreihe „Grenzüberschreitungen“ des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene (IGPP) enthält Untersuchungsergebnisse, die im Jahr 2000 im Rahmen eines zweistufigen Studiendesigns erhoben wurden: Zunächst wurden standardisierte Telefoninterviews mit 1510 für die deutsche Wohnbevölkerung repräsentativ ausgewählten Befragten durchgeführt, um den Grad der „Vorstellbarkeit“ verschiedener „paranormaler“ Phänomene sowie die Verbreitung entsprechender persönlicher Erfahrungen zu ermitteln und mit sozio-demographischen Variablen zu korrelieren. Diesem quantitativ-statistischen Teil der Studie schloss sich eine tiefergehende, qualitativ-phänomenologisch orientierte Nachbefragung von 222 der Interviewten an, die dazu ihre Bereitschaft erklärt hatten und über eigene derartige Erlebnisse zu berichten wussten. Nicht die „Echtheit“ oder „wissenschaftliche Erklärung“ jener Erfahrungen bildete dabei das Erkenntnisinteresse, sondern ihre Verbreitung, phänomenologische Struktur, subjektive Relevanz und Deutung sowie biographische Einbettung.

Das Buch ist in sieben Kapitel gegliedert, die entsprechend der Historie und Arbeitsteilung innerhalb des Projekts von unterschiedlichen Autoren verfasst sind: Es wurde schon 1998 von Johannes Mischo initiiert, dann kommissarisch von Eberhard Bauer betreut, schließlich von Michael Schetsche zum Abschluss gebracht und vor allem von Ina Schmiel-Knittel und Raffaella Deflorin bearbeitet.

Im ersten, 26 Seiten umfassenden Kapitel werden nach einem kurzen Literaturüberblick die wichtigsten Ergebnisse des quantitativen Teils der Studie referiert: Für 16 % der deutschen Bevölkerung ist Psychokinese „vorstellbar“, für 25 % sind es UFOs als „Flugobjekte außerirdischer Wesen“, Telepathie für 49 %, Präkognition für 54 %, ASW bei Tieren für 57 % und ASW bei Todesfällen und anderen Krisen für 73 %. Nur 11 % der Bevölkerung können sich nicht vorstellen, dass es zumindest eines der abgefragten sechs Phänomene „tatsächlich gibt“. Auch entsprechende persönliche Erfahrungen sind weit verbreitet: 73 % der Befragten wussten von solchen oder ähnlichen eigenen Erlebnissen zu berichten. Mit Ausnahme von UFOs sind derartige Phänomene für Frauen, Westdeutsche, Konfessionsmit-

---

<sup>1</sup> Edgar Wunder, M.A., ist Soziologe und Geschäftsführer der Gesellschaft für Anomalistik.

glieder und religiöse Personen eher „vorstellbar“, allerdings ohne dass diese Personengruppen auch vermehrt entsprechende Erfahrungen angeben würden. Dass ältere Kohorten über *weniger* außergewöhnliche Erfahrungen zu berichten wissen als jüngere Kohorten, ist ein erster Hinweis darauf, wie sehr die „Außergewöhnlichkeit eines Phänomens ... nicht durch eine objektive Qualität des Ereignisses, sondern durch dessen Deutung konstituiert [wird]“ (S. 185).

Entsprechend heterogen stellen sich die im nachfolgenden qualitativen Teil dokumentierten individuellen Erlebnisschilderungen dar, die in Kapiteln über Déjà-vu-Erfahrungen, Wahrträume, Ahnungen und Spuk in Zusammenhang mit Todesfällen, verblüffende Fügungen und UFO-Sichtungen gesondert analysiert werden. Nur selten hält sich das Erzählte streng an das Raster etablierter parapsychologischer Kategorienbildungen, was als „Ausdruck einer relativen Bedeutungslosigkeit wissenschaftlicher Kategorien für die Erlebenden“ (S. 96) gewertet wird. Am Beispiel der Déjà-vu-Erfahrungen wird auch die typischerweise geringe Nachhaltigkeit dieser meist in trivialen Alltagssituationen ankernden Erlebnisse deutlich, „ist doch der Irritationsgrad für die Betroffenen recht gering und beschränkt sich auf die Thematisierung der paradoxen Struktur solcher Erfahrungen im Allgemeinen. Weiter reichende Konsequenzen hinsichtlich handlungsleitender oder einstellungsverändernder Aspekte zeigen sich jedenfalls nicht; im Gegenteil – die meisten Befragten thematisieren die (relative) Bedeutungslosigkeit solcher Erlebnisse“ (S. 62). Auffallend ist zudem, dass die meisten dieser Erfahrungen nicht mehr mit transzendent-numinosen, sondern mit säkularen Deutungsmustern bearbeitet werden: „Bei den von uns Interviewten fällt der Rekurs auf die transzendentalen Qualitäten des ‚Übersinnlichen‘ deutlich geringer aus, als das traditionelle wissenschaftliche Verständnis solcher ‚Phänomene‘ erwarten lassen würde. Die hier erhobenen Erfahrungsberichte rekurren jedoch nur ausnahmsweise auf das Wirken übernatürlicher Kräfte oder die Existenz fremdartiger Wesenheiten“ (S. 175).

All dies führt die Autoren dazu, von „alltäglichen Wundern“ zu sprechen, denn die berichteten Erfahrungen sind weder selten in bezug auf den Verbreitungsgrad, noch jenseits von Alltagssituationen angesiedelt, und sie werden meist auch nicht irgend einer religiösen oder spirituellen Sonderwelt zugeordnet, sondern mit konventionell-rationalen Interpretationsmustern bearbeitet. Sie betreffen lediglich einen Bereich, „der von den Menschen durchaus als ein besonderer wahrgenommen wird“ (S. 171), weil er an „die Grenzen des aufklärerischen Paradigmas“ zu stoßen scheint. Da dies den Subjekten bewusst ist, „haftet dem Sprechen (und wohl auch dem Denken) gerade über die eigenen ‚außergewöhnlichen‘ Erfahrungen etwas auffällig Zurückhaltendes, ja fast Schamhaftes an“, die Autoren diagnostizieren einen besonderen Modus „geschützter Kommunikation“ (S. 180). Er zeichnet sich z.B. durch wiederholte Versicherungen aus, man sei nicht verrückt, würde „eigentlich auch nicht an solche Dinge glauben“, könne Zeugen benennen, habe mögliche Alternativerklärungen sondiert und die Meinungen von „Experten“ auf diesem Gebiet bedacht. Ein Fazit der Autoren lautet deshalb: „Der Status des ‚Außergewöhnlichen‘ resultiert nicht aus der Seltenheit oder Unbekanntheit der Phänomene, sondern aus einer spezifischen kollektiven Attribuierung dieses Wissens- und Erfahrungsraums, die in der interpersonalen Kommunikation zu diesen Themen einen geschützten Modus ebenso hervorbringt, wie sie durch ihn reproduziert wird“ (S. 186). Denn aufgrund des sozialen Drucks der historischen Aufklärung „konn-

ten die Subjekte moderner Gesellschaften lange Zeit nicht in einem alltäglichen Modus über Erlebnisse berichten, die nach dem herrschenden wissenschaftlichen Weltbild objektiv nicht stattgefunden haben können“ (S. 184).

Interessant wäre vor diesem Hintergrund eine – leider nicht durchgeführte – Nachbefragung und genauere Charakterisierung der Lebens- und Erlebniswelten jener Personen gewesen, die von sich behaupten, noch nie derartige „alltägliche Wunder“ erfahren zu haben. Denn trotz aller Bemühungen, die Interviewfragen so zu formulieren, dass sie nicht schon bestimmte Deutungen solcher Erfahrungen mit suggerierten – was größtenteils gut gelungen, teils aber auch ziemlich daneben gegangen ist<sup>2</sup> –, bleibt zu vermuten, dass die Rationalisierungsbemühungen zu solchen Erfahrungen hier lediglich in Eliminierungen gipfelten. Diese Personen sind nach der vorliegenden Studie die eigentlich „Außergewöhnlichen“.

Michael A. Thalbourne

## **A Glossary of Terms Used in Parapsychology** **Second Revised and Updated Edition**

Puente Publications, Charlottesville/Va. 2003

ISBN 0-936450-11-5, 153 Seiten, \$ 23,95

### **Rezensent:**

GERD H. HÖVELMANN<sup>3</sup>

„Der grundlegende Punkt“, schrieb Ludwik Fleck (1936/1983, S. 110) schon Mitte der dreißiger Jahre, „ist, dass ein technischer Terminus innerhalb seines Denkkollektivs etwas mehr ausdrückt, als seine logische Definition enthält: Er besitzt eine bestimmte spezifische Kraft, er ist nicht bloß Name, sondern auch Schlagwort oder Symbol, er besitzt etwas, was ich einen eigentümlichen Denkzauber nennen möchte. Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man an die Stelle des technischen Terminus eine bedeutungsgleiche Beschreibung einsetzt, die aber nicht über jene eigentümliche sakramentale Kraft, jenen Zauber verfügt.“ Was Fleck, ein legitimer, aber lange verkannter Vater der Wissenschaftssoziologie, seinerzeit mehr angedeutet als ausgeführt hat, gilt um so mehr für ein ganzes Glossar technischer Fachbegriffe, d.h. eine systematische Zusammenstellung solcher Termini, von denen mindestens einige wechselseitig aufeinander verweisen. Worauf Fleck aber eigentlich hinaus wollte, ohne es in dieser Weise zu beschreiben, ist der Umstand, dass ein technischer Terminus – und wiederum: um so mehr ein Glossar – für eine wissenschaftliche (Teil-)Disziplin neben der offensichtlichen Rolle bei der Verständnis- und Verständigungssicherung sowie

<sup>2</sup> Positives Bsp.: „Haben Sie es schon einmal erlebt, dass sich bestimmte Dinge plötzlich derart verblüffend gefügt haben, dass Sie eindeutig nicht mehr an einen Zufall glauben?“ Negatives Beispiel: „Können Sie sich vorstellen, dass es Flugobjekte von außerirdischen Wesen, sogenannte UFOs, gibt? ... Haben Sie schon einmal etwas gesehen, von dem Sie annehmen, dass es ein UFO war?“

<sup>3</sup> Gerd H. Hövelmann, M.A., war über ein Jahrzehnt wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Marburg und ist seit 1993 selbständig.

bei der Handlungsanleitung mindestens noch eine zweite Funktion erfüllt: Der Terminus oder das Glossar dient der *Selbstvergewisserung* dieser Disziplin als Disziplin.

Dass eben diese zweite Funktion eines fachspezifischen Glossars technischer Termini insbesondere für solche Gebiete nachhaltig identitätsstiftend sein kann, die, wie die Parapsychologie, einen Teil ihrer eigenen Begrifflichkeiten – mal aus Gründen, die ihrem Gegenstand geschuldet sind, mal aber auch wegen ihrer relativen wissenschaftssoziologischen Isolation – selbst neu entwickeln müssen, liegt auf der Hand. Als vor inzwischen gut 22 Jahren die erste Auflage von *A Glossary of Terms Used in Parapsychology* des australischen Psychologen Michael Thalbourne erschien (Thalbourne 1982), vermittelte sie nach innen wie nach außen eben dieses Signal einer disziplinären Selbstvergewisserung, handelte es sich doch um den ersten größer angelegten, in Buchform gekleideten Versuch, eigene Begrifflichkeiten, eigenes Vokabular und eigene Sprachgebräuche systematisch zu registrieren. (Dass ich hier nicht von „eigener Terminologie“ rede, hat seinen Grund, auf den ich noch zurückkomme).

Schon vor der Veröffentlichung der Erstausgabe von Thalbournes Buch hatte es durchaus einige sehr hilfreiche parapsychologische Glossare gegeben, insbesondere dasjenige, das seit Jahrzehnten mit gelegentlichen Modifizierungen jedem Heft des *Journal of Parapsychology* eingefügt ist, oder auch eine recht umfangreiche Zusammenstellung von Dale and White (1977). Auch Anhänge zu parapsychologischen Buchpublikationen haben bisweilen mehr oder weniger umfangreiche und stimmige Begriffsexplikationen mitgeliefert – recht ausführlich beispielsweise bei Ashby (1972), Nash (1978) oder Grattan-Guinness (1982). Und selbst dies sind bei weitem nicht die frühesten einschlägigen Bemühungen. Vielmehr hatte Frederic Myers, auf den u.a. das Wort „Telepathie“ zurückgeht, schon Ende des 19. Jahrhunderts einen Versuch terminologischer Bestandsaufnahme unternommen (Myers 1896). Der dänische Parapsychologe Aage Slomann skizzierte ferner zu Beginn der sechziger Jahre das Projekt eines dann doch nicht realisierten mehrsprachigen parapsychologischen Wörterbuchs (Slomann 1962). In Deutschland waren – neben dem terminologisch immer aufmerksamen und reflektierenden Rudolf Tischner – Traugott Konstantin Oesterreich (1921) und Fritz Prübusch (1929) dagegen eher um eine Systematisierung und gegebenenfalls philosophische Rechtfertigung von Bezeichnungskonventionen in der Parapsychologie bemüht.

Dass Thalbourne nun unlängst eine überarbeitete und wesentlich erweiterte Neuauflage seines Glossars vorgelegt hat, ist weniger ein Zeichen der Unvollständigkeit der früheren Ausgabe (obgleich jedes praktisch in Alleinarbeit erstellte Erstlingswerk solcher Art unvermeidlich einige Lücken aufweisen wird), als vielmehr eine Konsequenz des Umstandes, dass die Parapsychologie als wissenschaftliche Disziplin nicht auf dem Stand der frühen achtziger Jahre verharret. Vielmehr hat sie neue Experimentier- oder Auswertungsverfahren und neue theoretische Ansätze und mit ihnen jeweils neuen Begrifflichkeiten hervorgebracht oder sich solche im Austausch mit anderen Disziplinen angeeignet. Die Neuauflage ist folglich einerseits bemüht, einige der seinerzeit verbliebenen Lücken zu schließen und andererseits – dies vordringlich – den Gesamtbestand an Einträgen den gegenwärtigen Erfordernissen anzupassen. Zugleich ist auch diesmal das Bemühen erkennbar, alte, zum Teil längst obsolete Begrifflichkeiten beispielsweise aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts weiterhin wenigstens exemplarisch zu dokumentieren, um dem Unkundigen oder Nicht-mehr-Kundigen eine Hilfestellung auch für die Erschließung „klassischer“ Texte an die Hand zu geben.

All dies gelingt der überarbeiteten Neufassung recht überzeugend. Sie hat zudem viele nützliche Facetten ihrer Vorgängerin bewahrt – bis hin zur Wiederholung von John Beloffs ursprünglichem Vorwort (mit lesenswerten Überlegungen zu Fragen „wissenschaftlichen Jargons“) und der damaligen Vorbemerkung des Autors, der er jetzt ein kurzes zweites Vorwort zur Neuauflage folgen lässt. Nicht nur sprachhistorisches Beiwerk, sondern ein ausgesprochen nützliches und lehrreiches Merkmal sehr vieler Einträge in das Glossar ist deren etymologische Herleitung, meist aus dem Griechischen oder Lateinischen – eine Praxis, die ebenfalls beibehalten worden ist. Nützlich ist dies keineswegs nur, weil Thalbourne als studierter Altphilologe, der er außerdem ist, eine besondere Vorliebe für Sprachgeschichtliches pflegt und diese weitergeben möchte, und auch nicht bloß, weil solche Herkunftsbelege, wie Thalbourne im Vorwort feststellt, als Erinnerungsstützen dienlich sein können. Vielmehr sind etymologische Herleitungen – wie ich an anderer Stelle u.a. am Beispiel der Wörter „Daten“ und „Fakten“ zu zeigen versucht habe (Hövelmann 1984) – häufig geeignet, nicht ganz unerhebliche systematische Einsichten zu vermitteln, die über Sprachgeschichtliches weit hinausgehen und Entscheidungen für oder gegen moderne wissenschaftliche Wortwahlen und Sprachgebräuche durchaus anleiten können.

Der Buchtitel ist übrigens, damals wie heute, mit Bedacht gewählt. Der Band bietet nämlich kein Glossar parapsychologischen Vokabulars (kein „glossary of parapsychological terms“), sondern er steckt den Rahmen deutlich – und vernünftigerweise – weiter und präsentiert allgemein Begriffe, die in parapsychologischen Publikationen häufig verwendet werden (mithin ein „glossary of terms used in parapsychology“). Dies trägt u.a. dem Umstand Rechnung, dass die Parapsychologie sich, wie nahezu jede andere Disziplin, etablierter Termini aus relevanten Nachbarfächern mitbedient. Dabei ist der Umfang der ersten Ausgabe (91 Druckseiten) auf nun 153 Seiten sehr beträchtlich angewachsen ohne dass das Schriftbild insgesamt nennenswert verändert worden wäre. Aus ehemals 686 aufgenommenen Einträgen sind in der aktuellen Version fast 1000 geworden. Neu hinzugekommen sind dabei sowohl Wörter, die erst nach Erscheinen der Erstausgabe geprägt oder eingeführt worden sind oder die sich, wiewohl bereits länger bekannt, erst zwischenzeitlich durchgesetzt haben (Beispiele: *afferent/ efferent psi*, *anomalous psychology*, *autoganzfeld*, *checker effect*, *cold reading*, *conventional theorist*, *decision augmentation theory [DAT]*, *DMILS*, *intuitive data sorting [IDS]* oder *witness inhibition*). Des weiteren hat Thalbourne eine Auswahl wichtiger, weil häufig verwendeter psychologischer (Beispiele: *absorption* oder *dissociation*) und statistischer oder methodologischer Einträge (Beispiele: *analysis of variance*, *meta-analysis* oder *zetetic*) hinzugefügt. Thalbourne beschränkt sich stets auf eine möglichst knappe Definition oder Bedeutungsexplikation der Einträge und vermeidet dabei, wie es dem Autor eines Glossars gut ansteht, jede ontologische Gewichtung behaupteter Phänomene, auf die diese Einträge Bezug nehmen.

Den einen oder anderen Eintrag mag der kundigere Benutzer für entbehrlich halten (etwa Mary Rose Barringtons Kürzel „*Jott*“ für „just one of those things“), dafür einen anderen vermissen (etwa *file drawer problem*, *homing* oder *model of pragmatic information*). Insgesamt aber stellt der neue Band eine signifikante Erweiterung und Verbesserung einer bereits guten, weil sehr nützlichen alten Ausgabe dar. Insbesondere dem wissenschaftlich vorgebildeten Gelegenheitsleser parapsychologischer Fachliteratur oder dem Studenten, der sich mit diesem Gebiet vertraut machen möchte, bietet er mit seinen knappen, aber präzisen Explikationen

mancherlei problemlos zugängliche Verständnishilfe. Im Text kursiv gesetzte Querverweise bei einer sehr stattlichen Zahl von Einträgen erhöhen die Nützlichkeit des Bandes zudem.

Eingangs wurden fachsprachliche Begriffssysteme, Vokabulare oder Redegepflogenheiten von einer wissenschaftlichen Terminologie *strictu sensu* unterschieden – eine Differenzierung, die Thalbourne stillschweigend übrigens ebenfalls mit vollzieht, denn sonst würde er seine verdienstvolle Arbeit – wie weiland schon Frederic Myers (1896) die seine – nicht lediglich als „Glossary of Terms“ bezeichnen. Es ist einerseits den Entwicklungsbedingungen der Parapsychologie, andererseits einer Fülle begriffslogischer Problemfälle geschuldet, dass das Fach bis heute über keine systematische, stringent entwickelte Terminologie in einem wissenschaftstheoretisch anspruchsvollen Sinne verfügt. Eine solche Terminologie ist nämlich nicht nur eine bloße Nomenklatur oder ein Begriffssystem. Vielmehr zeichnet eine Terminologie sich durch eine Binnenstruktur systematischer Über- und Unterordnungen sowie insbesondere durch die *normierte* Verwendung ihrer Prädikatoren aus (die erst als solche zu eigentlich fachsprachlichen Termini werden). Insbesondere unter letzterem Aspekt ist die Parapsychologie von einer derartigen wissenschaftlichen Fachterminologie noch ein gutes Stück entfernt, und es ist bisher völlig offen, wann und wie eine solche ggf. zu konstruieren wäre. Einstweilen ist Michael Thalbournes Glossar daher der bei weitem beste und nützlichste Begriffsleitfaden für den, der „begreifen“ will, wie und wovon die Parapsychologie redet.

### Literatur

- Ashby, R.H. (1972): Glossary of terms. In: Ashby, R.H.: The Guidebook for the Study of Psychical Research and Parapsychology. Rider, London, 144-157.
- Dale, L.A.; White, R.A. (1977): Glossary of terms found in the literature of psychical research and parapsychology. In: Wolman, B.B. (Ed.): Handbook of Parapsychology Van Nostrand Reinhold, New York, 921-936.
- Fleck, L. (1936/1983): Das Problem einer Theorie des Erkennens. In: Schäfer, L.; Schnelle, T. (Hrsg.): Ludwik Fleck: Erfahrung und Tatsache. Suhrkamp, Frankfurt/M., 84-127.
- Grattan-Guinness, I. (1982): Short glossary of terms. In: Grattan-Guinness, I. (Ed.): Psychological Research: A Guide to Its History, Principles & Practices. Aquarian Press, Wellesborough/Northamptonshire, 387-399.
- Hövelmann, G.H. (1984): Correspondence [On the usefulness of etymology]. *Journal of the Society for Psychical Research* 52, 337-338.
- Myers, F.W.H. (1896): Glossary of terms used in psychical research. *Proceedings of the Society for Psychical Research* 12, 166-174.
- Nash, C.B. (1978): Appendix II. In: Nash, C.B.: Science of Psi. Charles C. Thomas, Springfield, IL., 237-249.
- Oesterreich, T.K. (1921): Grundbegriffe der Parapsychologie. Eine philosophische Studie. Johannes Baum Verlag, Pfullingen.

- Prübusch, F. (1929): Zur Systematik und Nomenklatur in der Parapsychologie. *Zeitschrift für Parapsychologie* 4, 697-713.
- Slomann, A. (1962): A projected dictionary of parapsychology. *Journal of the Society for Psychological Research* 41, 295-299.
- Thalbourne, M.A. (1982): A Glossary of Terms Used in Parapsychology. Heinemann, London.

Prodosh Aich

## **Lügen mit langen Beinen**

### **Entdeckungen, Gelehrte, Wissenschaft, Aufklärung**

Acharyya-Verlag, Oldenburg 2003

ISBN 3-935418-02-7, 437 Seiten, € 35,00

#### **Rezensent:**

HORST FRIEDRICH<sup>4</sup>

Der Rezensent hat Prodosh Aichs schier unglaubliche „dokumentarische Erzählung“ mit wachsender Faszination gelesen. Fast müsste man das Buch einen „Wissenschafts-Krimi“ nennen. Es ist immer wieder höchst lehrreich, wenn sich ein kompetenter Soziologe mit dem tatsächlichen Zustandekommen von vom Mainstream akzeptierten Lehrmeinungskomplexen (Paradigmata) beschäftigt – indem er Person, wissenschaftliches Lebenswerk und Umfeld der an deren Entstehung beteiligten Gelehrten intensiv studiert.

Dies hat Aich für die Behauptung einer „indogermanischen Ursprache“ respektive „indogermanischen Sprachfamilie“ sowie einer „indogermanischen Rasse“ (ein Konzept, das ethnische und linguistische Kriterien vermengt) getan. Sein Werk dokumentiert, auf welche wissenschaftlich höchst fragwürdige Weise im Verlaufe des 17. bis 19. Jahrhunderts – von vermeintlichen Sanskrit-Gelehrten – dieser vielleicht folgenschwerste „Weltbild-Luftballon“ der Wissenschaftsgeschichte aufgepustet wurde. Aus dieser „Arier“-Phantasterei entwickelte sich bekanntlich – nicht zwangsläufig, aber historisch faktisch – zunächst innerhalb der universitären Wissenschaft und in der Folge auch unter außeruniversitären Weltbild-Ideologen der ganze moderne Rassenwahn: die Vorstellung, es gebe klar voneinander abgrenzbare Rassen der Menschheit, von denen einige höherwertig, andere minderwertiger seien. Zuerst glaubte man, eine „indogermanische Sprachgemeinschaft“ zu erkennen, später eine „indoeuropäische Sprachfamilie“ per Abstammung etwa im Sinne der Evolutions-Stammbäume der Paläontologie. Und schließlich war die „arische Rasse“ ein vermeintlich unbezweifelbares Faktum geworden, typisches Produkt des christlich-europäischen Auserwähltheits-Ticks und Sendungsbewusstseins. Selbstredend könnte es sich bei den sogenannten „indoeuropäischen“ Sprachen ebenso gut um Kreolsprachen handeln. Forschungsarbeiten in dieser Richtung dürften vielversprechend sein.

---

<sup>4</sup> Dr. Horst Friedrich ist Wissenschaftshistoriker und Pensionär in Wörthsee.

Aich dokumentiert in seinem Buch, dass nicht einer unter den großen Namen dieses Forschungsgebietes zur „indogenmanischen Ursprache“ – allesamt bekannte Gelehrte des 17. bis 19. Jahrhunderts, wie etwa Filippo Sassetti, Roberto de Nobili, Sir William Jones, Franz Bopp, Léonard de Chézy, Alexander Hamilton, F. Max Müller u.a. – auch nur entfernt die notwendige fachwissenschaftliche Kompetenz besaß, solche Thesen aufzustellen, wie sie sie de facto verfochten haben. Man sollte dieses augenöffnende Werk unbedingt selbst gelesen haben.

Der Rezensent war zwar im Verlauf langjähriger Studien zu dergleichen Themen auch schon zu der Erkenntnis gekommen, dass es sich bei dem seinerzeit erstellten Lehrmeinungsgebäude um ein eher „windiges“ Unterfangen gehandelt haben müsse. Aber wie schlimm die Sache wirklich steht, ist ihm erst durch Aichs gründliche Arbeit bewusst geworden. „Schlimm“ nicht nur wegen der äußerst mangelhaften fachlichen Kompetenz, die jene beteiligten Gelehrten als Kinder ihrer Zeit nun einmal besaßen. Es ist nämlich Aichs durchaus nicht von der Hand zu weisende zusätzliche These, dass besagte Gelehrte unter erheblichem Druck seitens europäischer Superioritäts- und Vorherrschafts-Interessen standen, ihren „Arier-Luftballon“ fleißig aufzublasen. Wobei wir unter „Interessen“ zunächst vorwiegend kirchlich-missionarische, später eher imperialistisch-kolonisierende zu verstehen haben. Eine der Schlüsselfiguren war dabei der nachmalige Lord Thomas Babington Macaulay, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (mit nur 31 Jahren) die Indienpolitik des Britischen Empires dominierte. Die Details, wie gesagt, sollte sich jeder selbst zu Gemüte führen. Es lohnt.

Renate Schmalenbach

## **Topographie des Grauens**

### **Zur Gestaltung literarischer Räume in unheimlich-phantastischen Erzählungen**

(Literaturwissenschaft in der Blauen Eule Bd. 37 / Phil. Diss., F. U. Berlin, 2002)

Verlag Die Blaue Eule, Essen 2003

ISBN 3-89924-025-1, 322 Seiten, € 36,00

#### **Rezensent:**

WILHELM GAUGER<sup>5</sup>

Es ist ein Merkmal anomaler Phänomene, dass sie in unerhörter Weise die künstlerische wie die banale Phantasie anregen. Mit ersterer hat es die anglistische Arbeit von Renate Schmalenbach zu tun. Die einleitenden Kapitel können auch hervorragend zur Einarbeitung in ein bestimmtes Gebiet der Literatur dienen – eben die phantastische Literatur und hier wieder solche Erzählungen, in denen „Geisterhaftes“ oder Anomales erscheint, angedeutet oder nahegelegt wird. Die Verfasserin spricht auch von der *short story of the supernatural*.

---

<sup>5</sup> Prof. Dr. Wilhelm Gauger ist em. Professor für Anglistik am Institut für Englische Philologie der Freien Universität Berlin.



Die Arbeit geht allen bisher auf dem Gebiet verwendeten literaturwissenschaftlichen Methoden nach – innerliterarischen Ansätzen, dem strukturellen Versuch, psychologischen Theorien, der soziologischen Lesart – und entscheidet sich sinnvollerweise für ein pluralistisches Vorgehen. Sie grenzt auch die untersuchten Erzählungen ab von verwandten Typen: dem Mythos, von Märchen und Sage, von der Utopie, der Science Fiction, der Detektiv-erzählung, der Fantasy und dem parapsychologischen Fallbericht. Als Fazit bleibt, dass die unheimlich-phantastische Erzählung sich „als ein von der Verfremdung des Gewohnten geprägter literarischer Text“ präsentiert, „in dem die sinnlich wahrnehmbaren Folgen des Einbruchs einer 'anderen' Dimension in die 'normale' fiktionale Welt handelnde Figuren wie Leser zu anhaltender Unschlüssigkeit hinsichtlich des Realitätsstatus des Geschehens veranlassen“ (S. 70); damit scheidet sowohl innerhalb der Erzählung wie auf außerliterarischer Ebene eine „wissenskonforme Erklärung“ aus.

Im Folgenden behandelt die überaus gewissenhafte Verfasserin den Raum als „Kategorie der Welterfahrung“, also nicht – oder nur am Rande – als physikalisch-mathematisch zu sehendes Phänomen; sie spricht vom „gelebten Raum“, seiner Gestimmtheit, der Orientierung in ihm, um dann den Raum als Kategorie ästhetischen Gestaltens zu beschreiben. Überaus interessant dann das Kapitel über den literarischen Raum und seine Beziehung zum empirischen Raum, wobei sich auch die Frage nach der Definition von Wirklichkeit und Realität stellt. Das kann hier nicht im Einzelnen ausgeführt werden, stößt aber an verwandte Probleme in der Anomalistik. Nicht genug damit: Ausführlich wird das Phänomen des Unheimlichen erörtert.

Danach kommt die Arbeit auf die geschichtliche Entwicklung des gotischen Schauerromans zu sprechen und verfolgt dann den Raum als Handlungselement in den Erzählungen nach dem Schauerroman, wo er zunächst noch Kulisse ist. Untersucht werden E. A. Poes *The Fall of the House of Usber* (1839), Sheridan Le Fanus *An Account of Some Strange Disturbances in Aungier Street* (1853) und *Green Tea* (1872), *The Turn of the Screw* (1898) von Henry James, *The Shadow over Innsmouth* (1931, 1936) von H. P. Lovecraft, *The Demon Lover* (1945) von Elizabeth Bowen und *Down There* (1978) von Ramsey Campbell. Diese eingehenden Analysen exemplarisch zusammengestellter Texte belegen dann neben der „Hermetik“ und Unübersichtlichkeit des Raums eine zunehmende Intensivierung räumlicher Kontraste, aber auch deren Aufhebung, die Inkongruenz von Raumzweck und Raumfunktion, die Isolierung räumlicher Details aus ihrem ursprünglichen Kontext, die Verräumlichung einer ungunstigen Vergangenheit, die Anthropomorphisierung eigentlich unbelebter Raumelemente sowie die Erfüllung der durch Gerüchte oder Warnungen an einen Ort gestellten Raumerwartungen (S. 298).

Es handelt sich um eine Untersuchung von überaus sauberer, konsequenter und gewissenhaft methodischer Reflexion, die dann alle Thesen in Einzelanalysen belegt und benennt. Zwar weiß sie sorgfältig das Fiktionale vom Empirischen zu trennen, ist sich aber eines Grenzgängertums jederzeit bewusst. Sie könnte auch Untersuchungen anregen, die die festgestellten Entwicklungen im literarischen Raum aufgreifen und vielleicht Ähnliches oder auch davon Abweichendes im empirischen Bereich verfolgen, der seinerseits ja ebenfalls ein großes fiktionales Element enthält. Wie also kommt Fiktion zustande?

Martin Isler

**Sticks, Stones & Shadows:  
Building the Egyptian Pyramids**

University of Oklahoma Press, Norman/OK 2001

ISBN 0-8061-3342-2, 352 Seiten, \$ 29,95

**Rezensent:**

GERD H. HÖVELMANN<sup>6</sup>

Die Pyramiden auf dem Plateau von Gizeh in Sichtweite Kairos sind für die Nachgeborenen von jeher offensichtlich mehr gewesen als nur Anlass und Objekt für mühevoll archäologische Kärnnerarbeit. Seit Jahrtausenden sind sie vielmehr ein Quell vor allem für Bewunderung und Erstaunen, für Ratlosigkeit und Spekulation. Und schon seit dem griechischen Geschichtsschreiber Herodot (*Historien* II, 124-125) – von der Errichtung der Pyramiden zeitlich selbst ebenso weit entfernt wie wir heute von ihm – sind alle diese genannten Haltungen zu dem inzwischen letzten noch sichtbaren der klassischen sieben Weltwunder auch literaturmotorisch.

Viele Autoren, unter ihnen nicht immer die Berufensten, sind der Auffassung, dass die Theorien professioneller Archäologen und Ägyptologen über Anlass, Methoden und Zweckbestimmung des Pyramidenbaus mindestens unzutreffend, bisweilen gar fahrlässig irreführend seien. Alle diese Mutmaßungen haben eines gemeinsam: Sie gehen von der Unterstellung aus, dass es den Ägyptern der IV. Dynastie vor 4500 Jahren mit den primitiven Mitteln, die ihnen dafür (auch von der Ägyptologie selbst) zugestanden werden, ganz unmöglich gewesen sei, diese monumentalen Bauwerke selbst zu planen und zu organisieren, geschweige denn, ihre Errichtung technisch zu realisieren. Vor allem diese Voraussetzung, diese Einschätzung der bauhandwerklichen Möglichkeiten bzw. Beschränktheiten der Ägypter, und nicht etwa faktische archäologische oder historische Befunde, ist zur Grundlage für eine inzwischen kaum noch überschaubare Fülle unorthodoxer Theorien über den Pyramidenbau geworden. Praktisch alle diese Theorien stützen sich – je abenteuerlicher, um so mehr – auf reine Mutmaßung und Spekulation mit wenigen empirischen Indizien und mitunter gar keinen vorweisbaren Belegen. Im günstigen, aber eher seltenen Fall kommen sie in der Gestalt mehr oder weniger nachvollziehbarer Plausibilitätserswägungen daher, im weniger günstigen, dafür häufigeren, gehen sie beispielsweise auf mystische Traditionen zurück oder haben sich Fantasien über Einflussnahmen Außerirdischer oder untergegangener Superzivilisationen zu fügen. Veröffentlichungen mit numerologisch, kabbalistisch, alchemistisch, kosmologisch, alttestamentlich, extraterrestrisch oder anderweitig, jedenfalls aber nichtägyptologisch motivierten Theorien machen sich seit langem den Platz in den Auslagen der Buchhandlungen streitig. Gleichwohl (oder eben deswegen) haben viele dieser fachfremden Theorien des Pyramidenbaus nicht erst in jüngster Zeit beträchtlichen öffentlichen Erfolg.

---

<sup>6</sup> Gerd H. Hövelmann, M.A., war über ein Jahrzehnt wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Marburg und ist seit 1993 selbständig.

Diese Form der Befassung mit dem Bau der Pyramiden wird von Kritikern meist etwas unfein, aber wohl nicht in allen Fällen ganz unzutreffend, als „Pyramidiotie“, die betreffenden Proponenten als „Pyramidioten“ bezeichnet. Übersichten über die prominentesten und einflussreichsten alternativen Deutungsversuche des Pyramidenbaus, die nicht der Fachwissenschaft selbst entstammen, bieten beispielsweise Edwin C. Krupp (1981, S. 256-270), der Direktor des Griffith Observatory, und Jean-Philippe Lauer (1988), der Ausgräber der Djoser-Stufenpyramide. Gewagte (bis waghalsige) Hypothesen über Bau, Ausrichtung, Abmessungen und Zweckbestimmung der ägyptischen Pyramiden sind freilich keine Erfindung des bestsellersüchtigen 20. Jahrhunderts. Angesichts der Unvorstellbarkeit der mit einfachen Mitteln erbrachten Bauleistung, überrascht es nicht, dass Spekulationen über Ursprung und Zweck der Pyramiden bereits einige Jahrhunderte alt sind. Die im Vergleich mit vielen anderen noch eher zurückhaltende Vermutung, die Pyramiden seien vorwiegend als Observatorien gedacht und genutzt worden, findet sich beispielsweise bereits bei Kraus (1757), der „die Art und Weise“ schildert, wie „die Pyramiden zu Observatoriis erbauet worden“ und „wie man mit Pyramiden die nöthigsten Observationen gar wohl anstellen könne“.

Den Anstoß für bis heute ausgesprochen populäre extravagant-numerologische Spekulationen anhand der Abmessungen und Ausrichtung der Cheops-Pyramide gab 1859 der Londoner Verleger John Taylor (der im übrigen glaubte, Noah als den Bauherren identifizieren zu können). Vor allem in den einflussreichen Büchern des Astronomen Charles Piazzi Smyth (1868, 1890) wurden Taylors Thesen ausgeweitet und dabei nahezu jedes bauliche Detail der Pyramiden mit symbolischen und numerologischen Ausdeutungen versehen, die bisweilen als kodierte Botschaften der Erbauer gelesen werden. Moderne Kulminationen dieser spekulativen Tradition finden sich außer in den Schriften zur Präastronautik dann letztlich beispielsweise bei Tompkins (1971), Evans (1979), Moffett (1981) und zuletzt vor allem bei Dunn (1998).

Keine dieser mal leicht, mal nur mit gehörigem Aufwand zu entkräftenden Spekulationen der „Pyramidioten“ (wenn man diese Bezeichnung denn doch kurzfristig einmal ausborgen darf), kommt in *Sticks, Stones, & Shadows*, Martin Islers Buch über den Pyramidenbau, vor, wenn man von einer eher beiläufigen Bemerkung in seiner Einleitung absieht: „Though there has been much speculation on the possible construction method, many suggestions are not only unsupported by evidence but often suggest the use of devices beyond the capabilities of ancient people. Worse still, the builders are sometimes considered a superior race in control of mysterious forces“ (S. xi-xii).

Dennoch kann Islers umfangreicher und durchgehend besonders reichhaltig und eindrucksvoll illustrierter Band im Ergebnis gegebenenfalls auch als ein vollständig durchgeführter – und in vielerlei Hinsicht auch vollständig gelungener – Versuch zu ihrer Widerlegung gelesen werden. Und der erste der beiden aus der Einleitung zitierten Sätze deutet auch im wesentlichen bereits an, welchen argumentativen und methodischen Weg Isler bei seiner systematischen Rekonstruktion des Pyramidenbaus einzuschlagen gedenkt. Er will zeigen, dass und wie der Pyramidenbau lediglich mit den angeführten „capabilities of ancient people“ und mit nichts weiterem plausibel rekonstruierbar ist. Er steht damit natürlich, obgleich sein Ansatz vollkommen eigenständig ist, einer ganz anderen Tradition der (diesmal wissen-

schaftlichen) Herangehensweise an die Errichtung der eindrucksvollen ägyptischen Pyramiden nahe.

Zur Steinmetzkunst (*stone masonry*), zum Bauhandwerk und zur Architektur im klassischen Ägypten liegen inzwischen zahlreiche sorgfältige Untersuchungen vor. Umfangreiche Übersichten bieten u.a. Badawy (1966) und das monumentale achtbändige Werk von Maragioglio und Rinaldi (1963-1977). Allerdings konzentrieren sich bisherige Arbeiten fast ausschließlich auf die gründliche Studie einzelner archäologischer Stätten oder Gebäude, während sich nur wenige mit den technologischen Aspekten der betreffenden Bauwerke und ihrer Realisierung befassen haben. Zwar stellt Flinders Petrie, einer der Väter der wissenschaftlichen Archäologie, auch schon in dieser Hinsicht mit seiner Untersuchung über die Pyramiden von Gizeh eine Ausnahme dar (Petrie 1883). Dennoch misst auch er selbst seinem eigenen detaillierten Studium der Fertigkeiten der altägyptischen Handwerker und Bauingenieure sowie der ihnen zur Verfügung stehenden Gerätschaften dann letztlich doch keinen systematischen Stellenwert bei. Diese Lücke wurde erst ab den zwanziger Jahren schrittweise geschlossen. Einen wichtigen Wendepunkt bildet in dieser Hinsicht die gründliche technologische Studie, die Clarke and Engelbach (1930) den ägyptischen Konstruktionsmethoden von deren Vorbereitung schon im Steinbruch bis hin zur Umsetzung auf der Baustelle widmeten. Eine Reihe anderer Ägyptologen – etwa Reisner in den dreißiger Jahren, Edwards in den Vierzigern, Lauer in den Sechzigern und in der jüngeren Vergangenheit Stadelmann, Hodges oder Lehner – haben dort angeschlossen, anhand archäologischer Befunde Steingewinnungs-, -bearbeitungs- und -transportmethoden untersucht und vielfältige Probleme beschrieben, die die alten Baumeister zu bewältigen hatten. Den jüngsten und detailliertesten Diskussionsbeitrag steuert Dieter Arnold (1991) bei. Wiederum anhand archäologischer Belege stellt er die Werkzeuge zum Brechen, Schneiden, Bearbeiten und Transportieren der Steinblöcke vor, erläutert, welche Spuren dabei im Stein zurückbleiben, und wie die Blöcke weiterverarbeitet, positioniert und miteinander verzahnt worden sind.

Martin Isler, der Verfasser von *Sticks, Stones, & Shadows*, ist ein Bildhauer mit jahrzehntelanger Erfahrung in der Bewegung und Bearbeitung tonnenschwerer Marmorblöcke und zugleich Graphiker und Präsident eines Unternehmens, das technische Zeichnungen für Patentanträge erstellt. Obgleich er sich dreißig Jahre lang ausgiebig mit der alten ägyptischen Kultur im allgemeinen und mit dem Pyramidenbau im speziellen befasst und auch in der entsprechenden Fachliteratur publiziert hat, muss er streng genommen als ein Repräsentant der Laienforschung gelten, von der – auch am Beispiel der Archäologie – an anderer Stelle dieser Ausgabe der *Zeitschrift für Anomalistik* bereits ausführlicher die Rede war. Ein Amateur ist Isler freilich nur, insofern er keine akademische Ausbildung zum Archäologen oder Ägyptologen genossen hat. Keineswegs Laie, sondern alterfahrener, hochkompetenter Profi ist er hingegen, was die Beschaffung, die Bewegung und die Bearbeitung schwerer Steinblöcke betrifft.

Joachim Rehork (1987) hat darauf hingewiesen (und dies an instruktiven Beispielen belegt, etwa an Virchows Einschätzung des seinerzeit soeben entdeckten Neandertalers), dass die Einsichten, die wir über vergangene Kulturen und Zivilisationen erlangen, bisweilen nur ein Spiegel unserer eigenen zeitgebundenen Erfahrungen und Wahrnehmungserwartungen sind. Dieser Umstand ist in manchen Fällen dem Ziel des Erkenntnisfortschritts nicht unbedingt dienlich gewesen. Dies schließt indessen den umgekehrten Fall nicht aus: dass eine ausgeprägte

partikulare Kompetenz, die nicht notwendigerweise eine wissenschaftliche sein muss, sondern durchaus eine handwerklich-alltagspraktische sein kann, wissenschaftliche Einsichten auf einem Gebiet nachhaltig befördern, das eben solcher Kompetenz bisher entbehrt hat. Für eben letzteres könnte Islers Buch beispielhaft sein.

Dieter Arnolds auf dem Umschlag und in Verlagsanzeigen groß herausgestelltes Vorwort zu Islers Buch wird manchen, der Arnolds wichtige Arbeiten über Ägyptens Pyramiden kennt (Arnold 1991), möglicherweise enttäuschen. Es umfasst nämlich gerade einmal drei Absätze, weniger als 300 Wörter. Dennoch trifft Arnold dort (S. ix) den Kern von Islers Buch: "Whereas my work focuses mainly on the archaeological evidence for pharaonic building methods, Martin's offers practical solutions for problems that cannot as yet be resolved by archaeological confirmation ... Martin Isler's theories are so professionally discussed and so effectively supported by his masterful illustrations that Egyptologists and lay readers alike will welcome the opportunity to share his views."

Isler legt mit seinem Buch in der Tat einen völlig eigenständigen Ansatz zur Erklärung des Pyramidenbaus vor, der die für die alten Ägypter zeitgenössisch verfügbaren Techniken und „Technologien“ systematisch, Schritt für Schritt, von den Anfängen bei der Errichtung der ersten, kleineren Pyramiden über die Erzeugung einer hinreichend ebenen Grundfläche, die Ausrichtung der Cheops-Pyramide auf dieser Fläche bis zum Heraustrennen und Zuschneiden der Blöcke in den Steinbrüchen, der Bewegung und Anordnung der Steinquader und ihrer Anhebung bis auf die Spitze der Pyramide verfolgt.

Da es mir hier weniger um eine detaillierte inhaltliche Wiedergabe des Argumentationsganges in Islers Buch als um dessen Verortung vor dem Hintergrund verschiedenartiger bisheriger Diskussionszusammenhänge geht, mag eine knappe Inhaltsangabe ausreichen – ergänzt um den Hinweis, dass die Lektüre selbst, Seite für Seite, unbedingt lohnt. Islers Darstellungen gliedern sich im wesentlichen in zwei große Abschnitte: Der erste (Kapitel 1-5, bis S. 134) befasst sich mit der frühen Geschichte Ägyptens und der Entwicklung der baulichen Pyramidenform bis hin zur großen Cheops-Pyramide. Die monumentale Architektur, so Isler, habe ihren Ausgang in Mesopotamien genommen und sei dann von den Ägyptern adaptiert und um eigene architektonische und ornamentale Charakteristika ergänzt worden, ohne ihren eigentlichen Ursprung im Zweistromland ganz verbergen zu können. Mangels ausreichender archäologischer Belege beruht hier einiges (vielleicht auch einiges zuviel) auf Analogieschlüssen und nicht immer so ganz überzeugenden architektonischen Detailvergleichen, die mitunter auch beträchtliche Zeitsprünge aushalten müssen, welche dem Leser mit geringem archäologischen Vorwissen aber vermutlich eher verborgen bleiben werden.

Der zweite, nochmals fast 180 Seiten umfassende und eigentlich systematisch bedeutsame Teil des Buches (Kapitel 6-13) diskutiert dann im Detail die technischen Voraussetzungen für das Bauen in Stein unter den gegebenen Umständen während der IV. ägyptischen Dynastie vor rund 4500 Jahren. Hier ist Isler nun ganz in seinem Element, der handwerklichen Kompetenz. Gestützt auf eigene praktische Erfahrung unterzieht er bisherige Annahmen über den Pyramidenbau einer gründlichen Analyse. Aufeinanderfolgende Kapitel diskutieren – dank der zahlreichen Konstruktions- und sonstigen Zeichnungen anschaulich bis ins Detail – die Verwendung des Gnomons (eines einfach konstruierten Schattenstabs zur Erzeugung und Messung von Schattenwürfen und zur Ermittlung von Höhen und Richtungen), Methoden des Heraus-

lösens der tonnenschweren Blöcke aus den Steinbrüchen, Beschaffenheit und Herstellung der für die Bewegung der Steinblöcke benötigten Seilzüge und Rollen, die Erzeugung eines hinreichend ebenen Baugrundes, die Ausrichtung der Pyramide auf diesem Grund und schließlich alle Stadien ihrer Erbauung u.a. mit Hilfe von Hebeln, Flaschenzügen und weiteren vergleichsweise einfachen mechanischen Vorrichtungen, einschließlich einer ausführlichen kritischen Diskussion (und Zurückweisung) aller Theorien, die zur Erklärung der Bauleistung auf große lineare oder sonstige Rampen zurückgreifen müssen. Es gab, wie Isler plausibel macht, wesentlich bessere und beträchtlich sparsamere Wege, große Lasten bis hinauf zur Pyramidenspitze zu bewegen. Isler nimmt sich aller relevanten Fragen der für die Errichtung der Pyramiden erforderlichen Bauingenieurskunst an, ohne dass eine der von ihm beschriebenen und erläuterten technischen Maßnahmen dabei über weitgehend unstrittige technologische Kompetenzen der alten Ägypter hinausginge.

Einige der konstruktiven Details, der Verfahrensweisen und der handwerklichen Hilfsmittel sind zwar mittels archäologischer Funde bisher nicht empirisch gedeckt und insofern hypothetisch. Sie erfordern jedoch, wie Isler sich zu zeigen bemüht, allesamt keine Fertigkeiten und Kompetenzen, die den ägyptischen Pyramidenbauern jener Zeit von den Fachwissenschaften nicht ohnedies bereits prinzipiell zugebilligt würden. Wäre ein derartiger Aufwand nicht absolut unsinnig und zweifellos völlig unfinanzierbar, sollten die Pyramiden sich mit keinen anderen Mitteln als eben denen der von Isler geschilderten „primitiven“ Künste des Bauhandwerks (und reichlicher praktischer Einübung) auch heute wieder nachbauen lassen.

Islers sicherer Blick für das seinerzeit handwerklich tatsächlich Beherrschte, sein strikter Operationalismus mit der Reduktion auf das lebensweltlich immer schon Leistbare und die angemessen herausgearbeitete methodische Hierarchie technischer Handlungsabfolgen bei der Konstruktion und beim Bau der Pyramiden erinnern ein wenig – freilich ohne den begründungsphilosophischen Anspruch – an das konstruktive Programm der Protophysik der Erlanger Schule (vgl. Janich 1997, Literaturübersicht bei Hövelmann 1985), das von früheren Arbeiten Hugo Dinglers (vgl. etwa Dingler 1964) seinen Ausgang genommen hat. Das gilt nicht zuletzt für Islers praktisch orientierte Überlegungen zur Ermittlung eines möglichst ebenen Baugrundes und zur wechselseitigen Passung geometrischer Körper, in denen die methodische Auszeichnung ebener geometrischer Flächen in der Protophysik nicht nur anklingt, sondern konkret exemplifiziert zu sein scheint.

Ob der Bau der großen Pyramiden sich in allen Details tatsächlich so vollzogen hat, wie Isler es nahe legt und in Hunderten von Konstruktionsskizzen eindrucksvoll vor Augen führt, ist unter dem Gesichtspunkt der Relevanz für Fragen der Anomalistik nicht in erster Linie erheblich. Entscheidend ist in dieser Hinsicht vielmehr der von Isler überzeugend geführte Nachweis, dass der Bau mit den Kenntnissen, Mitteln, Fertigkeiten und Werkzeugen jener Zeit *möglich* war. Ich empfehle Islers Buch daher weniger deshalb der besonderen Aufmerksamkeit, weil seine Theorien und Erläuterungen in jeder Hinsicht und allen Einzelheiten so unbezweifelbar wären, dass sie als letztes Wort zu gelten hätten, sondern vielmehr deshalb, weil der Autor – anders als alle seine Vorgänger – nicht den ausgetretenen Pfad eines „top-down approach“ anhand nach und nach zusammengetragener archäologischer Befunde, sondern den eines „bottom-up approach“ geht, der sich an beherrschbarer und hoch wahrscheinlich von den Pyramidenbauern auch faktisch beherrschter handwerklicher Praxis orientiert.

Das alles macht die Pyramiden und ihre Konstrukteure und Erbauer um keinen Deut weniger bewunderungswürdig, nur entschieden weniger wunderbar.

### Literatur

- Arnold, D. (1991): *Building in Egypt: Pharaonic Stone Masonry*. Oxford University Press, Oxford/New York.
- Badawy, A. (1966): *Architecture in Ancient Egypt and the Near East*. M.I.T. Press, Cambridge/Mass.
- Clarke, S.; Engelbach, R. (1930): *Ancient Egyptian Masonry*. Oxford University Press, London.
- Dingler, H. (1964): *Aufbau der exakten Fundamentalwissenschaft*. Ed. P. Lorenzen. Eidos-Verlag, München.
- Dunn, C.P. (1998): *The Giza Powerplant: Technologies of Ancient Egypt*. Bear & Company, Sante Fe, NM.
- Evans, H. (1979): *The Mystery of the Pyramids*. Thomas Y. Crowell, New York.
- Hövelmann, G.H. (1985): *Bibliographie zur Protophysik und ihrer Rezeption und Diskussion*. *Philosophia Naturalis* 22, 145-156.
- Janich, P. (1997): *Das Maß der Dinge. Protophysik von Raum, Zeit und Materie*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Kraus, G.P. (1757): *Theoria Pyramidum. Welche der berühmten Spitz=Säulen eigentlichen Endzweck, und Absicht vorleget [...]*. Bey Johann August Raspe, Frankfurt und Leipzig.
- Krupp, E.C. (1981): *Recasting the past: Powerful pyramids, lost continents, and ancient astronauts*. In: Abell, G.O.; Singer, B. (eds.): *Science and the Paranormal: Probing the Existence of the Supernatural* (pp. 253-295, 385-389). Charles Scribner's Sons, New York.
- Lauer, J.-P. (1988): *Le Mystère des Pyramides*. Presses de la Cité, Paris.
- Maragioglio, V.; Rinaldi, C. (1963-1977): *L'Architettura della Piramidi Menfete*. 8 vols. Tipografia Canessa, Torino & Rapallo.
- Moffett, R.K. (1981): *Wunder und Rätsel der Pyramiden. Das geheime Wissen der alten Ägypter neu entdeckt*. Goldmann, München.
- Petrie, W.M.F. (1883): *The Pyramids and Temples of Gizeh*. Field & Teur, London.
- Rehork, J. (1987): *Sie fanden, was Sie kannten. Archäologie als Spiegel der Neuzeit*. Verlag Max Hueber, Ismaning.
- Smyth, C.P. (1868): *On the Antiquity of Intellectual Man*. Edmonston & Douglas, Edinburgh.
- Smyth, C.P. (1890): *Our Inheritance in the Great Pyramid*. 5<sup>th</sup> ed. Charles Burnet & Co., London.
- Tompkins, P. (1971): *Secrets of the Great Pyramid*. Harper & Row, New York.